

Mädchen mit
Schwert, Junge in
rosa Kleidung:
Kinder sollen die
Möglichkeit haben,
ihre eigene
Identität zu
entdecken.



Von hübschen Mädchen und mutigen Buben

Gehen Mütter und Väter mit Söhnen und Töchtern unterschiedlich um? Wie erzieht man überhaupt geschlechterreflektiert – und bleibt dabei auch noch entspannt? Und wie lassen sich Klischee-Fallen vermeiden?

Text Kristina Reiss

Die Fünfjährige wird am Ende der Zugfahrt von einer Mitreisenden gelobt, weil sie «so schön still war»; im Café bekommt sie vom Besitzer ein Schoggistängeli geschenkt, weil sie «eine ganz Hübsche» ist. Der Sohn wiederum heimst ein Lob dafür ein, dass er sich auf dem Klettergerüst ganz nach oben traut. «Bist ein Mutiger!», ruft ihm der Vater eines anderen Kindes zu. Szenen aus dem Jahr 2023 – nicht 1953, wohl gemerkt. Zufall oder erwartbar?

Fakt ist: Auch heute noch werden Mädchen und Buben unterschiedliche Eigenschaften pro Geschlecht zugeschrieben. Doch was davon lässt sich biologisch begründen? Und wie viel tragen Elternhaus und Gesellschaft dazu bei?

Ina Blanc ist Psychologin am Zentrum für Entwicklungs- und Persönlichkeitspsychologie der Universität Basel. Sie hat sich verschiedene Studien zu Geschlechtsunterschieden angeschaut. Diese zeigen etwa, dass kleine Mädchen verbal höhere Fähigkeiten haben als kleine Jungen. Bei Buben wiederum ist die räumliche Vorstellungskraft ausgeprägter als bei Mädchen. Gleichzeitig sprechen Eltern offenbar mehr mit Töchtern als mit Söhnen. «Beide Male lässt sich jedoch nicht sagen, was zuerst da war: die Kompetenzen der Jungen und Mädchen oder die häufigere Interaktion der Eltern», so Blanc.

Gewisse biologische Unterschiede zwischen den Geschlechtern gibt es zweifellos. Gleichzeitig ist klar: Das biologische Geschlecht ist viel weniger ausschlaggebend als das sozialisierte. «Unser Verhalten und unser Geschlecht haben wir zu einem Grossteil erlernt», sagt Felizitas Ambauen, Psycho- und Paartherapeutin, die in Nidwalden eine eigene Praxis betreibt. Nicht umsonst unterscheidet die englische Sprache das biologische Geschlecht (Sex) vom sozialen Geschlecht (Gender), also der gesellschaftlich geprägten und individuell erlernten Geschlechterrolle.

Wie und ob sich das Verhalten von Männern und Frauen konkret unterscheidet, lernen Heranwachsende vor allem, indem sie ihre Eltern beobachten. «Die Geschlecht-

errollen, die Paare leben, sind deshalb ganz entscheidend», sagt Irmgard Hülsemann. Sie ist Psychotherapeutin in Berlin und arbeitet seit Jahren mit Menschen, die sich mit ihrer familiären Prägung auseinandersetzen. Eltern, so Hülsemann, liefern den emotionalen Boden für den Nachwuchs. Mutter und Vater prägen seine Wertvorstellungen, aber auch seinen generellen Blick auf Beziehungen.

Rollenbilder hinterfragen

Um festzustellen, wie Eltern die geschlechtsspezifische Sozialisierung ihrer Kinder beeinflussen, sollten sich Mutter und Vater deshalb zunächst fragen: Wie gestalten wir unsere Paarbeziehung? Gibt es Unterschiede in den Geschlechterrollen? Wie gehen wir mit Missverständnissen und Machtgefällen um? Was wollen wir für uns als Paar? Aber auch: Was wollen wir dem Kind mitgeben?

Tatsächlich sitzen alte Glaubenssätze und Rollenverständnisse immer noch tief. Nach wie vor gehört zur typisch weiblichen Sozialisierung, dass Frauen – also Mütter – Bindung und Beziehung in den Fokus stellen, beobachtet Psychologin Felizitas Ambauen. Sie fühlen sich eher für den Erhalt der Beziehungen und der Care-Arbeit zuständig und stellen im Zweifel ihre eigenen Bedürfnisse hinten an. Während Männer – also Väter – immer noch mehr auf Autonomie und Selbstdurchsetzung getrimmt werden, Gefühle eher im Hintergrund halten und Tränen und Verletztheit tendenziell verstecken oder überspielen.

Das Problematische daran: Hinterfragen wir diese oft unbewusst in uns verankerten Glaubenssätze nicht, geben wir sie eins zu eins an unsere Töchter und Söhne weiter. Stereotype Geschlechterrollen bestehen damit fort. Dies zeigt sich etwa, wenn die Tochter zu hören bekommt, sie solle im Streit mit der Freundin doch nachgeben und dem anderen Mädchen ein Geschenk zur Versöhnung bringen. Während der Rat an den Sohn lautet: «Wehr dich, wenn dir jemand dumm kommt!»

Generell ist der Einfluss von Eltern sehr weitreichend, sagt Psychotherapeutin Irmgard Hülsemann. Mutter und Vater prägen

enorm – schliesslich sind sie unsere Wurzeln. «Die Möglichkeiten des Vertrauens, aber auch, wie wir uns selbst und die Welt sehen – dies alles vermitteln Eltern.» Wie Mutter und Vater als Paar agieren, wie sie ihre Beziehung gestalten, prägt ausserdem die kindliche Vorstellung von Beziehung – und damit auch die spätere Suche nach einer Partnerin oder einem Partner. Hinzu kommt: Spielen in einer Familie beispielsweise Erwartungen und Leistungsansprüche eine grosse Rolle oder haben Eltern womöglich eigene unerfüllte Wunschvorstellungen, die sich nun in ihren Kindern verwirklichen sollen, kann dies eine Belastung sein, die Kinder ins Erwachsenenleben mitnehmen. «Sie erleben dies dann als Druck, gut genug sein zu müssen, oder haben ständig das Gefühl, nicht zu genügen.»

Auch Schönheitsideale werden auf diese Weise früh geprägt: die Mutter, die ständig vor dem Spiegel steht, den Bauch einzieht und klagt, sie sehe dick aus in dem Kleid. Der Vater, der erwidert, sie könne schon mal wieder mehr Yoga machen. «So lernen Kinder, dass es sehr wichtig ist, die richtige Form zu haben», sagt Felizitas Ambauen, «dass man normschön sein muss.»

Offen und selbstkritisch sein

Vieles geschieht dabei allerdings unbewusst – im Tonfall, im Blick von Eltern, in der Sprache. Doch wo genau kippt es? Was ist beispielsweise mit dem Vater, der seine Tochter auch mal «Prinzessin» nennt: Wird das Kind durch diese Zuschreibung bereits zur unterwürfigen Frau, die auf ihren Prinzen wartet? «Ach, das ist mir manchmal zu krass bewertet», sagt Ambauen. Wenn gleich sie es wichtig findet, auf Worte zu achten. «Nennt der Vater die Tochter zum Beispiel ständig Prinzessin, den Sohn aber kleinen Entdecker, transportiert das schon was.»

Um als Eltern nicht in die Klischeefalle zu tappen, ist gar nicht so einfach. «Wir kommen nicht darum herum, uns selbst zu reflektieren und Abstand zu nehmen von ungesunden Rollenbildern», sagt Ambauen. Dazu gehört: offen sein, hinhören, selbstkritisch sein. Sich vielleicht auch zugestehen, Fehler gemacht zu haben. Doch

«Wir kommen nicht darum herum, uns selbst zu reflektieren und Abstand zu nehmen von ungesunden Rollenbildern.»

Felizitas Ambauen

selbst wenn wir unsere Muster kognitiv begriffen haben, geben wir diese mitunter weiter. «Verstehen bedeutet nicht, es sofort umsetzen zu können», so Ambauen. Dazu sei zunächst ein individueller psychologischer Prozess nötig.

Dies aber braucht Zeit und erfordert den Willen zum Umdenken. Beim Sprechen zu gendern beispielsweise, mag anfangs mühsam erscheinen – bis es irgendwann wie von selbst über die Lippen geht. «Wir bewegen uns nach wie vor in patriarchalen und sexistischen Strukturen, was wir oft gar nicht bemerken, weil wir viel zu tief drinstecken», sagt Ambauen. «Man muss es regelrecht verlernen.»

Kinder sollen die Möglichkeit haben, ihre eigene Wirklichkeit zu entdecken. Vielleicht ist die fünfjährige Tochter gerade glücklich in rosafarbenen, glitzernden Prinzessinnenkleidern – obwohl man als Elternteil diese stereotypen Zuschreibungen so dringend vermeiden möchte. Vielleicht fühlt sich der dreijährige Sohn umgekehrt wohl mit seinen lackierten Fingernägeln und den vielen Haarspangen auf dem Kopf. «Es ist schön, wenn Eltern viel anbieten und zulassen», sagt Entwicklungspsychologin Ina Blanc. Gleichzeitig brauche es eine hohe Selbstreflexion – etwa, um zu erkennen: Ist das mein Wunsch (kein Glitzerzeug für Mädchen!), den ich da wirklich sehen will, oder der des Kindes? Aber auch: Wie flexibel in Rollen bin ich? Ab wann wird es mir unangenehm, wenn ich einen Jungen als Mädchen angezogen sehe?

Im Grunde gehe es doch vor allem um eines, findet Blanc: «Kinder Kinder sein lassen, sodass sie unbeschwert spielen dür-

fen.» Auch wenn es gesellschaftlich sehr viel Druck gebe, alles richtig machen zu müssen. Sicher, geschlechterreflektierte Erziehung sei wichtig. Doch gleichzeitig müssten Kinder nicht immer wahnsinnig offen sein. «Sie dürfen ruhig auch mal sehr rigide und stereotyp unterwegs sein. Dies gehört zur Entwicklung im Vorschulalter und legt sich danach wieder.»

Korrigieren, wo nötig

Vieles haben Eltern dabei ohnehin nicht in der Hand: Kindergarten, Schule, Werbung, Medien – die Einflüsse, die am Ende auf Gender- und Rollenverständnisse von Heranwachsenden einwirken, sind vielfältig. Allerdings: «In der frühen Kindheit sind Eltern am dichtesten dran», sagt Christa Kappler. Sie ist Dozentin an der Pädagogischen Hochschule Zürich und forscht zu

den Themen Gender und Erziehung. «Im Prinzip geht es vor allem darum, Kinder zu ermutigen, ihren Interessen und Fähigkeiten nachzugehen – auch wenn das manchmal heisst, tradierte Rollen zu durchbrechen», findet sie. Und dies am besten so früh wie möglich. Beim Thema Berufswahl zeige sich beispielsweise, dass Jugendliche immer noch sehr stark nach «Das ist ein Beruf für Frauen, das einer für Männer» unterscheiden. «Bei diesem Thema müsste man deshalb bereits bei den ganz Kleinen ansetzen», findet Kappler. Kindergartenlehrerinnen, die sich bewusst auch mal zu den Bauklötzen setzen, seien dabei ebenso wichtig, um Rollen zu durchbrechen.

Eltern, die geschlechterreflektiert erziehen wollen, rät Kappler, vor allem authentisch zu bleiben und sich nicht zu verbiegen. Gleichzeitig gelte es, dafür zu sorgen, dass die kognitive Landkarte des Nachwuchses möglichst lange offen bleibt. Will heissen: Beim Vorlesen nicht nur vom «Piloten» erzählen, sondern eigeninitiativ auch eine «Pilotin» hinzufügen. Ist wieder mal vom weinenden Mädchen die Rede, das sich ängstlich an seinen besten Freund klammert, korrektiv in die Geschichte eingreifen und die Rollen einfach umdrehen. Oder einfach tun: «Das könnte genauso gut auch umgekehrt sein!»

Manchmal sind es auch die Kinder selbst, die mit ihrem ungetrübten Blick traditionelle Bilder und Schreibweisen hinterfragen. «Mama, warum steht da nur was von «Ärztin» – waren denn da keine Frauen dabei?», fragt die sechsjährige Tochter. «Doch, doch. Diese Formulierung nennt man «generisches Maskulinum», Frauen sind dabei mitgemeint.» «Was? Das ist ja ungerecht!»

Zum Weiterlesen

Autor Tillmann Prüfer geht im Buch «Vatersein: Warum wir mehr denn je neue Väter brauchen» folgenden Fragen nach: Wie brechen Väter aus tradierten Männerrollen aus? Was will ich als Vater? Was sollen meine Kinder davon haben? Und wie werden wir alle glücklicher? Erschienen im Rowohlt-Verlag, 2022.

Zum Weiterhören

Im Beziehungspodcast sprechen Psycho- und Paartherapeutin Felizitas Ambauen und Journalistin Sabine Meyer über Geschlechterrollen (Folgen 25, 26, 38) → [beziehungskosmos.com](https://www.beziehungskosmos.com)